

Dr. h.c. Emanuel Friedli 90jährig

Autor(en): **O.v.G.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **26 (1936)**

Heft 51

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-649502>

Nutzungsbedingungen

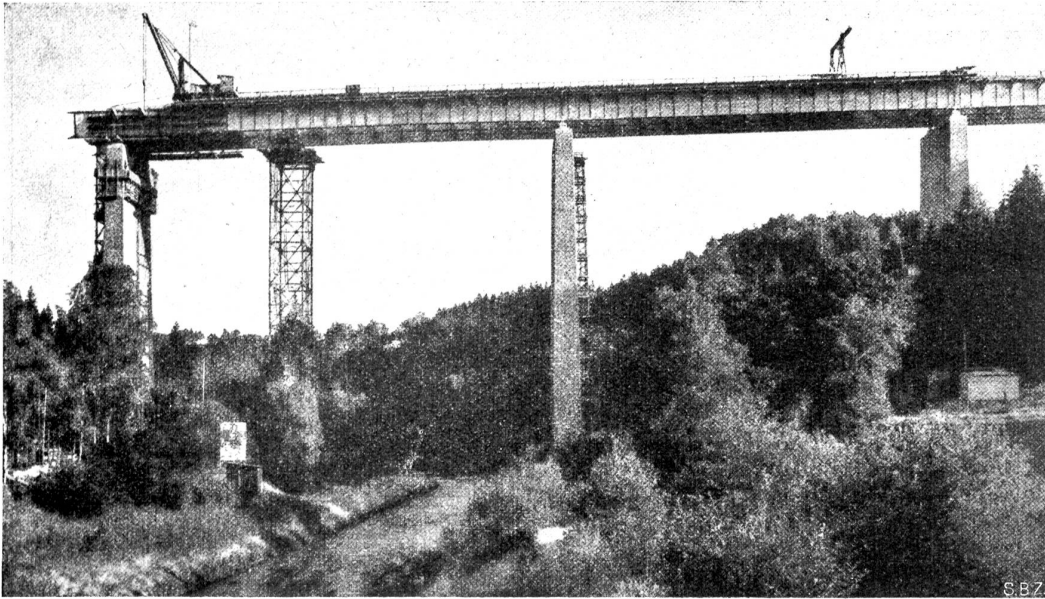
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Reichsautobahnbrücke über das Muldental bei Siebenlehn, 403 m lang, 70 m hoch, 24 m breit. Durchlaufender Vollwandbalken 2850 t St. 52 und 37 genietet Eisenbetonpfeiler mit Verblendung aus Meissner Granit.

dem Zweck dieses komfortablen Autonezes ist noch unabh-
geklärt. Sicher ist es von seinem Urheber in erster Linie als
militärische Maßnahme gedacht. Die Zweckmäßigkeit von so
breiten Verkehrsadern, die den feindlichen Fliegern will-
kommene Führung zu den Hauptzielungen geben können,
wird zwar angezweifelt.

Dann aber bildete das Werk, wie schon erwähnt, eine
Arbeitsbeschaffungsmöglichkeit ersten Ranges. Freilich bleibt
unentschieden, ob diese Art Arbeitsbeschaffung dem deut-
schen Volke den erwünschten Nutzen bringt. Autostraßen er-
scheinen demokratischem Empfinden als ein Luxus, solange
noch Wohnungsnot und Wohnungselend herrscht wie in den
deutschen Großstädten, wo es noch Hunderttausende von
Einzimmerwohnungen für Arbeiterfamilien gibt. Diktaturen
haben das Bedürfnis, große Bauwerke zu schaffen, die der
Nachwelt Kunde geben sollen von ihrem Wirken. Wer
wirtschaftlich denkt, weiß, daß in solchen Riesenwerken auch
Riesensummen investiert sind, die amortisiert und verzinst
werden müssen; er weiß auch, daß diese Leistung der Ar-
beit auferlegt ist und zwar ohne andern Mitgenuß als den,
daß sich das gute Volk wärmen darf an der Ruhmesonne
der Diktatoren.

H. B.

Warum kann es denn nicht immer Weihnachten sein?

„Aus dem einfachen Grunde, weil Weihnachten nur am
25. Dezember, d. h. an einem einzigen Tag im Jahr
und auch, weil es nicht immer Festtag sein kann“, so wird
man mir prompt und kurz antworten. War diese Antwort
nicht vielleicht etwas vorschnell? Ist dem denn wirklich so,
muß dem so sein oder ist es nicht vielleicht sogar eher un-
natürlich, unchristlich, im höchsten Grade falsch, daß dem
heute so ist? Haben wir denn Weihnachten und ihren tiefen
Sinn begriffen, indem wir schnell entschlossen diese Ant-
wort bereit hatten?

Weihnacht, Fest der Liebe, des Friedens, der Ver-
söhnung und der Freude, wie schön und hehr bist du, du
herrlichstes aller Feste! Darin liegt ja gerade dein Segen,
dein Zauber, der es uns so wohl sein läßt, daß wir ein-
mal nur, an einem einzigen Tag im Jahr lieben, wirk-
lich und echt, sowohl in Gefühl als auch in Tat, und unser

Schenken ist das äußere
Symbol dafür. Merken wir
dabei nichts? Doch wohl;
wir sind ja so glücklich
dabei, so glücklich, daß wir
uns schon lange, lange zum
voraus daraufhin und eben-
so lange nachher darüber
freuen. Daß wir aber das
Daraufhin- und das Da-
rüber-Freuen, also das in
der Zukunft und in der
Vergangenheit Leben gar
nicht nötig hätten, wenn
wir nur wollten, das ent-
geht uns. Denn tatsächlich
kann uns jeder Tag, auch
der gewöhnliche Alltag, dem
Gefühlswerte nach zum
Weihnachtstag werden,
wenn wir nur tattäglich
die weihnachtlichen Bedin-
gungen: Liebe, Frieden,
Freude, Versöhnung er-
füllen und von uns aus-
gehen lassen. Am Kleinen
und Kleinsten, woraus sich

doch unser Alltag zusammensetzt, können wir diese Bedin-
gungen anbringen; es sind keine großen Geschenke und Geld-
opfer nötig; viel mehr helfen wir durch liebevolle und
wahre Gefinnung, Opferbereitschaft und hilfreiche Liebe zum
Nächsten, nicht zu schweigen von unserer barmherzigen Ein-
stellung gegenüber dem Tier, dem Leben in anderer Form,
wie ich es nennen möchte, ohne daß unsere Erde so arm,
so unausdenkbar öde wäre!

„Und wie steht es denn mit dem Festtag?“ kann man
nun noch fragen.

Wir leben heute in einer schweren Zeit. Was früher
Selbstverständlichkeit war, nämlich arbeiten zu können, ist
nun für viele Menschen das Ziel ihrer heißesten Wünsche.
Ist es denn nicht ein Fest, wenn man arbeiten kann und
darf, weil man erstens Arbeit und zweitens einen gesunden
Körper dazu hat, der arbeiten kann? Und haben wir nicht
aus diesem Dankbarkeits- und Festgefühl der Arbeit heraus
die doppelt heilige Pflicht, die Weihnachtsbedingungen auf
den Alltag zu übertragen, schwachen Brüdern und Schwe-
stern zur Hilfe und Aufmunterung in ihrem schwerem Le-
benskampf?

*

Weihnacht mit deinem Kerzenglanz, mit deinen beseli-
genden Liedern, mit deiner heiligen, auch zu den verschlo-
sensten Herzen dringenden Botschaft, Weihnacht 1936! Laß
deinen Lichterglanz überstrahlen in die Menschenherzen und
dort zu lebendigem Lichte werden, heiße Blick und Sinn
offen und warm bleiben für den Nächsten, nimm uns ar-
men, zerquälten Menschenkindern endlich, endlich die Binde
von den Augen und laß uns ganz bewußt erkennen,
daß die dunkel und unheimlich lastende Einzelnot, zusammen-
geballt zur Völkernot aufgehoben und entfernt werden kann
durch deine herrliche Botschaft, übertragen auf den unter
deinen frohen Bedingungen gelebten Alltag. M. Bz.

Dr. h. c. Emanuel Friedli 90jährig.

Freitag, den 11. Dezember 1936, hielt Herr Prof.
Dr. D. v. Greperz im Radio Bern dem greifen „Bärn-
dütsch“-Doktor in Saanen eine kurze, aber treffliche Ge-

burtstagsrede. Wir bringen sie nachstehend im Wortlaut und entbieten auch unsererseits dem verehrten Jubilar herzliche Glückwünsche.

Redaktion der „Berneer Woche“.



Dr. Emanuel Friedli, 90jährig.

Am 14. Christmonet, also nächste Mäntig, fyret der Dr. Emanuel Friedli sy nünzigste Geburtstag. Bieli vo euch, wo ihn sälber ghenne oder doch sini Buecher, sy sicher gären derby, we-mer ihm üfi Glückwünsch schide. Wenni läge: är fyret sy Geburtstag, so isch das nid wörtlech z'näh; vowäge är sälber fyret nen allwäg huum und laht sich o nit gären fyre. Er het nit Zit für so öppis. Solang es Tag isch, schaffet dä Ma. So het er's gha, solang er a sym große Wärf arbeitet, a sym „Bärndütsch als Spiegel bernischen Volkstums“. Und i gloube, we-mer am 14. i sy stilli Studierstube im Abnit z'Saane chönnte ineluege, so gläache mer ne zwüsche Buecher, Paperassen und Zedeltrude like und näben ihm sy treui Schriberin, d'Fröulein Julia Bonaria, wo gwüßhaft und suber alles uffschribt, was dä alt, erblindet Ma nere i d'Fädere diktiert. I sine bessere Jahr het er alles sälber gschribe; aber du isch ds Alter cho und d'Blindheit; und das Wärf, wo-n-er früecher öppe z'Gspañnem grüemt het, daß er's mit de Beine schribi, das het er du scho meh liglige als büdliche müesse schribe und die junge, früschen Duge von ere Sekretärin müessen etlehne.

Aber, wär weiß, a sym nünzigste Geburtstag macht er doch villicht en Usnahm und gönnt sich es Stündli zum Löue i däm schöne, gäbige Lähnstuel, wo-n-ihm die bärnische Regierung vor zäche Jahre gschänkt het. Dennzmal het er längs Stüd nüt dervo welle wüsse. Ar sig no z'jung für ne Lähnstuel, het er gemeint. Aber nachtinah het er ne doch du lehre scheke. Und wenn er am Mäntig Abe drinne list und afahrt tröumere, so geht er es längs, längs Löue wie nes Schattenspiel an ihm verbnzieh.

's cha sy, er dankt zrügg a sy Chindheit, a das armfällige Wäberhüsi am Waldhushärg z'Lükelflueh, wo-n-er isch uf d'Wält cho, a sy Vatter, es bluetarms Wäberli, wo sy Armuert mit Ehre treit het und wo us purem Handwärtsstolz, us Freud a schöner, wahrschafter Arbeit schätzähfächtig gwobe het, we-n-er scho nit dernah isch zahl't worde; oder a sy Mueter, wo, für ne billige Haberbrei z'choche für ihri nachtinah sibechöpfigi Hushaltig, dä chli Büber

Emanuel e halbi Stund wit i d'Chäseri g'schickt het, daß er für zwee Rappe Chäsmilch reich, und de no-n-e Viertelstund witer i d'Goldbachmüli, wo-n-er, wider für zwee Rappe, Haberstaub übercho het.

Ober er dankt a sy schwäri Buebezt, wo-n-er i der Armeanstalt z'Trachselwald ds Chindemeitschi het müesse mache, Strümpf lisme der ganz Tag oder o dem Vorsteher als Schriberli dienet het. Alls, was er gmacht het, göb's jiz Chindergoume, Visme oder Schriberle sig gsi, het dä Bürschtel ärschtig tribe und guet gmacht und eso het er sich mit de Jahre us der Armuert use g'arbeitet und isch öppis worde. Die Art vo Schaffe isch es Erbteil gsi vom Vatter nahe. Das isch eine vo dene Wäber gsi, wo's im Band „Lükelflueh“ von ne heißt: „So ist das rechte Wäberli im Kleinen ein Held in den großen Tugenden der Geduld und Ausdauer, des Ertragens und Entbehrens, des Ansehhaltens und Sichzusammennehmens“.

Was gilt's, wo-n-er das gschribe het, het er a sy Vatter dankt und ihm, ohni Name, im Stille es bscheidens-Dänkmal wellen errichte. „Der Weber, seit er de no im glichen Abschnitt, gehört vorzugsweise und naturgemäß unter die Kunst der geborenen Denker oder doch Grübler, deren noch nicht in hundert Branchen zersplitterte Arbeit stetsfort ihren gesamten Intelligenzapparat in Bewegung erhält.“ Nachedankt und philosophiert het uf sy Art o der chly Friedli und mit sym Dänke sich es Loch bore't dür die Chefmuere vo der Armuert und e Wäg bahnet i ds Löben use. Nit nume jahrelang, jahrzehntelang isch es gange, dür ds Lehrerseminar z'Buchsi, dür e Lehrbruef z'Rüegsauschache, z'Menggischtei, z'Wattwil bi Worb und z'Dächtermundige, dür d'Maturität und nahe dür ds Theologiestudium und ds Pfarramt z'Innertkirche und z'Gottstatt und nachhär no dür nes paar Jahr Mitarbeit am Schwizerischen Idiotikon z'Züri, bis er äntlech ds rächte Löbesziel entdeckt und der Wäg derzue gfunde het. Vo ihm gilt das Dichterwort: „Ein guter Mensch in seinem dunkeln Drange ist sich des rechten Weges wohl bewußt.“ Sächsefüßigjährig isch er gsi und sächzäh Jahr Chirchedienscht het er hinder sich gha und no-n-es paar Jahr Sprachstudium, wo-n-ihm äntlech klar worden isch, zu was er eigetlech beruefe sig, und wo-n-ihm d'Idee vo sym Bärndütschwärf wie-n-e Starn i fischerer Nacht ufglüchtet isch. Ziz het sy Löben ersch rächt agfange, imen Alter, wo anderi mit dem Schaffe scho Schluß mache und sich's la wohl sy. Drum het er speter öppe chönne gspasse und läge: är sigi 56jährig uf d'Wält cho.

Aber so-n-es Sprachwärf, so-n-es Bärndütschbuech, wie's ihm i syne Tröume vorgschwäbt het, so öppis het's denn uf der ganze Wält nit gä, jedefalls het är nüt dervo gwüßt. Das het er nid eme brüemte Muschter chönne nahmake. Mit em eige'te Chopf het er's müessen usdänke, us eige'ter Chraft müesse schaffe. Di meischte Lüt, wo dervo ghört hei, hei der Chopf gschüttlet oder hindedüre glachet. So-n-es abdancks Pfarerli, arm, närveschwach und sünsch no unglüedlich! Aber das het ihn nit g'iret; er het gwüßt, daß er ds rächte Trom i der Hand het; und es paar gueti Lüt, wie der Lehrer Gfeller uf der Egg, hein ihm Muert gmacht und ihm ghulfe. Und wo-n-er einisch so wit isch gsi, daß er en illuschiertri Tägschtprob het chönne vorwisse, isch wahrhaftig der dennzmalig Underrichtsdiräkter Dr. Gobat, wen er scho-n-e Wälschen isch gsi und vo Bärndütsch nit der Suuffe verstande het, druf ngstige und het i syr resoluten Art erklärt: „Wird genemigt!“ Und drufabe het er mit Hülf vom Finanzdiräkter Schürer, wo de hingäge bärndütsch chönne het, bim Regierungsrat d'Finanzierung duresetzt.

Und jize hei mer das Wärf. I sibe stattliche Bänd, vom Verlag Alexander Grande, wo o gären es Opfer bracht het, schön und räch illuschiert, lht es vor is. Di wüßschaftlechi Fachkritik im In- und Usland het's anerkennt und als vorbildlechi Arbeit globt; di bärnische Hochschule het dem

Verfasser der Ehredoktor vo der philosophische Fakultät zu-
erkennt, und ds Bärnervolk het anno 1922, wo dem Dok-
ter Friedli ins Wärf i der Not vo de Nachkriegsjahre isch
i ds Stode cho, wil di nötige Mittel gfühl het, ds Bärner-
volk zu Stadt und Land het freudig und dütlech in Wille
bekundet, das Wärf z'rette. Und es het's grettet. Der Er-
trag vom Bärndütschfest im Juli 1922 het's mögen über
Wasser bha. Wi mängen andere Schriftsteller darf sech
rüeme, daß es Volk däwäg für ins Wärf ngstanden isch?

Der Dokter Emanuel Friedli darf's, und mir wei-n-ihm
hüt no üsi Freud dadrüber bezüge und ihm vo Härze danke.
O. v. G.

Neuzeitliche Bildkunst.

Zur Weihnachtsausstellung in der Berner Kunsthalle.

Die bis zum 10. Januar 1937 in der Kunsthalle Bern
stattfindende Gemälde- und Plastik-Ausstellung soll einen
Ueberblick über das bernische Kunstschaffen des ablaufenden
Jahres bieten. Dieses heißt neunzehnhundertsechunddreißig
und erscheint jedem unserer Generation als das neueste und
modernste; es ist von politischen, wirtschaftlichen und geistigen
Ueberraschungen angefüllt, und logischerweise erhebt sich die
Frage: Ist auch auf dem Gebiete der bildenden Kunst Neu-
artiges entstanden? Angesichts der Weihnachtsausstellung
darf man ruhig antworten: nein.

Aber die Antwort kann nicht allgemein, sondern nur
bernisch gefaßt werden. Was in den Hunderten anderer
Städte erschaffen und versucht wird, findet in der jetzigen
Berner Ausstellung noch keinen Niederschlag. Es wird ge-
zeigt, was im ganzen vergangenen Jahrzehnt auch schon ge-



Dora Lauterburg: Sommerstrauss. Klischee aus dem Katalog der Weihnachtsausstellung bernischer Künstler.

zeigt werden konnte; ja, wir kennen Weihnachtsausstellungen,
die ein bedeutend höheres Niveau erreichten. Vor allem
diejenige vom Jahre 1935. Ist es nun aber ausgerechnet

der Mangel an Neuem, der den Unterschied gegenüber früher
bedingt? Wir glauben vielmehr, es sei das bloße Wissen
um Neues, das den Stil vieler Maler beeinflusst, ohne ihn
schon so stark leiten zu können, daß er bestimmt und gefestigt
besondere Wege einschläge. Vielen der ausgestellten Werke
merkt man an, daß sie in einer gewissen Unsicherheit erar-
beitet wurden. Sie zeigen den Künstler etwas abseits von
seiner bisherigen Bahn und doch noch nicht auf mutig ein-
geschlagenen Nebenpfad. Dies Schwankende ist Kennzeichen
der Ausstellung — vielleicht natürliches Spiegelbild unserer
Kunstepoche, die im Ganzen unklar und ohne starke Charakter-
prägung ist.

Damit geben wir zu, daß die Weihnachtsausstellung
bernischer Künstler durchaus zeitgemäß und zeitverbunden
ist. Merkmal der Zeit ist nämlich das Schwankende, Flat-
ternde, Entsicherte. Es bedarf der größten Persönlichkeiten,
die in einer Epoche der unsicheren Schweben noch sicheren
Halt zu finden vermöchten. Solche Persönlichkeiten sind,
wie dies sehr natürlich erscheint, in einer einzigen Stadt und
in einem einzigen Kanton äußerst selten. Die meisten Ma-
ler machen nur mit, sie machen nicht vor. Ihr Bemühen
geht dahin, einfach Schritt zu halten anstatt gegenüber dieser,
für die Kunst leidigen Zeit trotzig aufzustampfen oder mutig
erforschend voranzueilen.

Wieder einmal hat also die Zeit den Künstler in den
Klauen. Sie fordert ringsum Zugeständnisse, auch vom
Künstler. Um des Brotes Willen malt er zahlreiche Bilder,
die für ihn nicht mehr bedeuten können als Verkaufsobjekte.
Er malt, damit er essen kann. Dabei kommen die vielen
arrangierten Stilleben heraus, die Blumen aller Art und
Zusammenstellung aufweisen und die dem Geschmack mannig-
facher Käufer entsprechen können. Auch nette Landschaften,
die den Blick des Zahlungsfähigen locken. Wer aber gehört
heute zu den Zahlungsfähigen, und wie ist es mit ihrem
Geschmack bestellt? Es wäre interessant und aufschlußreich,
während einiger Jahre sämtliche in einer Stadt angekauften
Bilder und deren Käufer statistisch festzuhalten, um sich ein
Bild vom Niveau der gangbaren Kunst machen zu können.

Nun ist es allerdings jedes wahren Künstlers Absicht
und inneres Bedürfnis, über diesen für ihn unhaltbaren
Zustand hinauszukommen und ganz seine persönliche Eigen-
art auszuküpfen. Unternimmt er dies Wagnis, so verläßt
ihn erfahrungsgemäß der Käufer. Ist die Persönlichkeit
des schöpferischen Künstlers nicht stark genug, wird er immer
wieder auf das Gebiet des allgemein Gangbaren zurückkehren.
Oft tut er es sogar in ehrlichstem Bemühen, seine technischen
Fähigkeiten — so er sie überhaupt grundlegend besitzt —
und dazu seine originellsten Ideen in den Dienst der Käufer-
suche zu stellen. Dabei entsteht das Gemisch von wahren
Können, Absonderlichkeiten und Gemeinplätzen, die gemein-
sam das Gesicht heutiger Kunst ausmachen. Da es in den
meisten Städten Mitteleuropas so bestellt ist, gilt dieselbe
Feststellung für unsere Weihnachtsausstellung nicht als Be-
mängelung im besonderen.

Die Rundgänge durch die Ausstellungsräume führen
nicht nur zu Begegnungen mit den Bildern, sondern auch
mit den Menschen, die angesichts der Bildwerke ihre Mei-
nung äußern. Und diese Besucher, die sich die Mühe geben,
sich überhaupt inmitten des Sammelwerks einjährigen ber-
nischen Kunstschaffens einzufinden und sich mit diesem aus-
einanderzusetzen, zählen gewiß nicht zu den leichtfertigen Spre-
chern, fernstehenden Mörglern oder fernstehenden Komplimentemachern. Diese Meinung ist überwiegend: Schade, daß
sich unter das viele Annehmbare und sehr oft hervorleuch-
tende Gute so viel Mittelmäßiges eingeschlichen hat! Das
Wort „schlecht“ wird nicht genannt, es spräche aber nicht
deutlicher als das Wort „mittelmäßig“. Denn um dieses
allein handelt es sich. Das Mittelmäßige ist nicht anzu-
feinden und verdiente unglimpfliche Behandlung auch nicht;